



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2012

Das schöne Spiel

Schefczyk, Michael

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-96888>
Journal Article

Originally published at:
Schefczyk, Michael (2012). Das schöne Spiel. Agora42, 4(4):25-30.

Das schöne Spiel

Schefczyk, Michael

Published in:
Agora42

Publication date:
2012

Document Version
Nach der Begutachtung erstellte, vom Autor formatierte Endfassung des Dokuments

[Link to publication](#)

Citation for pulished version (APA):
Schefczyk, M. (2012). Das schöne Spiel. Agora42, 4(4), 25-30.

General rights

Copyright and moral rights for the publications made accessible in the public portal are retained by the authors and/or other copyright owners and it is a condition of accessing publications that users recognise and abide by the legal requirements associated with these rights.

- Users may download and print one copy of any publication from the public portal for the purpose of private study or research.
- You may not further distribute the material or use it for any profit-making activity or commercial gain
- You may freely distribute the URL identifying the publication in the public portal ?

Take down policy

If you believe that this document breaches copyright please contact us providing details, and we will remove access to the work immediately and investigate your claim.

Michael Schefczyk

DAS SCHÖNE SPIEL

Auf den englischen Fernsehmoderator Stuart Hall geht angeblich die Bezeichnung des Fußballs als „the beautiful game“, das schöne Spiel, zurück. Es heißt, Halls Rede sei durch das aus dem brasilianischen Portugiesisch kommende „joga bonito“ inspiriert worden, was „schön spielen“ heißt. Anlass genug, eine Grundfrage der Ästhetik, die nach dem Schönen, mit Blick auf die beliebteste aller Sportarten zu stellen.

In der postum veröffentlichten *Ästhetischen Theorie* leitete Theodor W. Adorno Ende der 60er-Jahre ein einflussreiches Kapitel über das Naturschöne mit der Bemerkung ein, dass seit Friedrich W. Schelling (1775–1854) Ästhetik fast ausschließlich als Philosophie der Kunst betrieben werde. Von solcher Einnegung der Ästhetik auf die Kunstphilosophie kann heute keine Rede mehr sein. Die Naturästhetik ist vor allem durch die Arbeiten des Frankfurter Philosophen Martin Heidegger wieder in die Diskussion gebracht worden – und im Zuge dieser Öffnung für das Phänomen des Naturschönen drang wieder stärker ins Bewusstsein, dass die Ästhetik des 18. Jahrhunderts als allgemeine Analyse bestimmter Typen von Wahrnehmungsurteilen oder sogar als umgreifende Wissenschaft der Wahrnehmung konzipiert und betrieben worden war. Alexander Gottlieb Baumgarten (1714–1762), dem wir die Bezeichnung Ästhetik verdanken, definierte sie als „scientia cognitionis sensitivae“, als Wissenschaft sinnlichen Auf-

fassens. Mit der Wiederbelebung eines weiten Begriffs von Ästhetik öffnete sich über die letzten Jahrzehnte der Raum für ästhetische Untersuchungen und Untersuchungen des Ästhetischen in vielerlei Bereichen des Sozialen – auch und vor allem im Sport.

Oben hatte ich etwas verkürzend gesagt, es gehe mir um die Frage nach dem Schönen am schönen Spiel. Tatsächlich gilt mein sportästhetisches Interesse dem Schönen und dem Hässlichen des Fußballs. Spätestens seit der *Ästhetik des Hässlichen* (1853) des Hegelschülers Karl Rosenkranz kapriziert sich die Ästhetik nicht mehr darauf, Theorie des Schönen zu sein. Sie ist vielmehr eine Theorie dessen, was uns an Dingen und Handlungen in ästhetischer Einstellung offenbar wird, allen voran die ästhetischen Grundqualitäten Schönheit und Hässlichkeit. Könnte es sein, dass die Popularität des Fußballspiels nicht zu verstehen ist, wenn man es nicht als Gegenstand reicher ästhetischer Erfahrungen erkennt und anerkennt?

Formen des außerästhetischen Gefallens am Fußballspiel

Nach Martin Seel handelt die Ästhetik der Natur vom Grund unseres Gefallens an der Natur. Analog könnte man sagen wollen: Die Ästhetik des Fußballs handelt vom Grund unseres Gefallens am Fußball. Aber dies würde den Gegenstand zu weit fassen. Das Gefallen am Fußballschauen ist ein Gemenge ästhetischer und außerästhetischer Lust, und man überdehnt die Ästhetik, wenn man sie zur Theorie alles dessen macht, was uns an einer Sache gefällt. Der Vollständigkeit halber möchte ich kurz wichtige Formen des außerästhetischen Wohlgefallens am Fußballschauen berühren.

Gewinnt die eigene Mannschaft, so stellt sich bei Zuschauenden oftmals jene honigsüße Heiterkeit ein, von der schon Pindar in den *Olympischen Oden* als dem Lohn des Siegers zu berichten wusste. Es handelt sich dabei um eine außerästhetische Lust. Gefühle von machtvoller Überlegenheit, wie sie beispielsweise ein krachender Pfostenschuss der eigenen Mannschaft bei sicherer Führung auslösen kann, sind auch zu diesem Bereich zu rechnen. Der Berliner Philosoph und Sportwissenschaftler Gunter Gebauer betont in seiner *Poetik des Fußballs* immer wieder die primitive Seite der Fußballlust: das Dominanzstreben, den Unterwerfungswillen, die Jagdinstinkte. Es ist wohl dies, was feineren Gemütern das Fußballschauen zuweilen so unerträglich macht: die Vulgarität des Triumphierens über Unterlegene, das brutale Einsteigen, das Gespucke und Geschimpfe, die schmerzverzerrten Gesichter der Gefoulten, kurz, die irritierende Mischung aus stupender Ballkontrolle und roher, körperlicher Unmittelbarkeit. Wenn ich meine, es sind nicht *diese* Dinge, die den Fußball schön machen, so nicht, weil das Primitive und unmittelbar Körperliche nicht schön sein könnten. Mein Punkt ist vielmehr, dass es darauf ankommt, von welcher Art die beim Fußballschauen empfundene Lust ist, ob sie sinnlich-praktischer oder ästhetischer Natur ist, ob sie – um Kants Formulierung aufzunehmen – ein

interesseloses oder ein interessiertes Wohlgefallen darstellt. Und es scheint mir offensichtlich, dass außerästhetische Lüste eine mächtige Antriebskraft im Fußballkonsum sein können.

In die Gruppe der außerästhetischen Motive gehört auch die Verflechtung von durch das Fußballschauen freigesetzten emotionalen Energien und Fragen nationaler Zugehörigkeit. Von Diskussionen über die Möglichkeit eines ungenierten oder sogar lustvollen Tragens der Nationalfarben (die Bild-Zeitung tremolierte seinerzeit „Schwarz-Rot-Geil“) bis zur Auslegung der Begeisterung auf den Fanfesten als nachträglicher Akklamation des neuen Staatsbürgerschaftsrechts – Fußball ist Reflexions- und Projektionsfläche nationaler Politik und kann Bühne und Anlass für lustvolle Identifikationen mit dem nationalen Kollektiv bilden.

All diese Aspekte machen das Spiel zu einem lohnenden Gegenstand kulturwissenschaftlichen und politikphilosophischen Interesses, beantworten aber nicht Frage danach, was das Schöne und Hässliche am schönen Spiel ist. Und meine Vermutung lautet wie gesagt: Fußball wäre nicht dieses mächtige Gefühlsmedium, diese große Bühne für die Aufführung nationaler und internationaler Selbstfindungs-, Verständigungs- und Kennenlern-dramen, wenn nicht Menschen aus den verschiedensten sozialen, kulturellen, historischen und wirtschaftlichen Kontexten auf ganz unmittelbare Weise an seiner Schönheit und Hässlichkeit Gefallen finden könnten. **WORIN BESTEHT NUN ABER DAS SCHÖNE UND DAS HÄSSLICHE AM FUSSBALL?**

These vom Kunstcharakter des Sports

Unter den Liebhabern des Sports hat es nie an solchen gefehlt, die bestimmte Sportarten mit Kunst gleichsetzten. Ein berühmter Vertreter der These vom Kunstcharakter des Sports war Pierre de Coubertin, der Gründer des Internationalen Olympischen Komitees. Kunst ist freilich ein weiter Begriff. Kant hat in der *Kritik der*

Urteilkraft zwischen mechanischer und ästhetischer Kunst unterschieden, und die ästhetische Kunst wiederum in die angenehme und die schöne Kunst eingeteilt. In der mechanischen Kunst geht es um die Fähigkeit, ein bestimmtes Ziel zu erreichen – Spuren dieser Verwendung des Wortes finden sich etwa in der Rede von der Regierungskunst. Angenehme Künste sind dagegen nach Kant solche, die auf den Genuss gerichtet und als solche selbstzweckhaft sind – zu ihnen zählt er „alle Spiele, die weiter kein Interesse bei sich führen, als die Zeit unvermerkt verlaufen zu machen.“ Die schöne Kunst – also dasjenige was wir heute zumeist im Auge haben, wenn wir einfachhin von Kunst sprechen – zeichnet sich dagegen dadurch aus, dass sie die „Kultur der Gemütskräfte zur geselligen Mitteilung befördert“.

Wenn Coubertin und andere vom Kunstcharakter des Sports sprechen, so denken sie an die schönen und nicht an die angenehmen Künste. Fußballschauen wäre demnach idealerweise kein bloßes Zeittotschlagen, sondern eine Form von Kunstbetrachtung. Wer Sport als reine Unterhaltung betrachtete oder gar langweilig fände, wäre ein Kunstbanause, analog zu jemandem, der sich aus klassischer Musik nichts machte oder sie nur als Geräuschuntermalung zuließe. Für das Schöne des Sports unempfindlich zu sein, wäre ein ähnlicher Makel, wie unmusikalisch zu sein.

Ich halte die These vom Kunstcharakter des Sports allerdings für unhaltbar. Dabei möchte ich nicht bestreiten, dass dem Fußball bei gekonnter Ausübung etwas Artistisches, sogar Kunstvolles eignet. DIE SCHÖNHEIT DES SPIELS, DIE ZU MANCHERLEI VERGLEICHEN MIT KUNST EINLÄDT, MACHT ES ABER NICHT SELBST ZUR KUNST. Denn dem Fußballspiel, wie allen anderen Sportarten auch, fehlt, was für Kunst konstitutiv ist: der Bezug auf das Werk. Zwar bekennen sich viele Kunsttheoretikerinnen und -theoretiker, wie Georg Bertram, zu einem antiessentialistischen Kunstbegriff (von lat. *essentia* = Wesen), weil sich ihnen zufolge für jeden Versuch, wesentliche Merkmale von Kunst zu bestimmen, Gegenbeispiele allgemein anerkannter Werke finden lassen,

Dem Fußballspiel fehlt, was für Kunst konstitutiv ist: der Bezug auf das Werk.

die ebendiese Merkmale nicht besitzen. So hat sich über das letzte Jahrhundert der Werkbegriff dramatisch ausgeweitet; man denke an *Ready-Mades* und die Aktionskunst. Doch auch mit einem äußerst inflationären Kunstverständnis kommt man nicht umhin, das Kunsthafte eines Fußballspiels zu benennen; und dabei ergeben sich erhebliche Probleme. Beginnen wir mit der Institutionentheorie der Kunst von George Dickie. Ihr zufolge ist alles Kunst, was von anerkannten Kunstinstitutionen, wie Museen, Orchestern und so fort, als Kunst gesehen wird. Nun ist durchaus denkbar, dass Künstler in den Räumen eines Museums ein Fußballspiel aufführen. Dieses Spiel würde dann aufgrund Institutionentheorie als Kunst zählen. Jedoch ist mit der Rede vom Kunstcharakter des Sports etwas anderes gemeint. Gemeint ist, dass der Vollzug unter üblichen Bedingungen, beispielsweise ein Champions-League-Spiel, zur Kunstproduktion zu zählen wäre. Der institutionentheoretische Ansatz stößt hier an seine Grenzen, es sei denn, man wolle die verstiegene These verteidigen, die Champions League sei eine anerkannte Kunstinstitution.

Ein Alternativansatz besteht darin, nach Analogien zu suchen, um die Kunsthaftigkeit des Fußballs zu rekonstruieren. Fußball teilt beispielsweise mit dem Ballett die Bewegung im Raum, die Körperbeherrschung, die Figuren – der Doppelpass hat etwas vom *Pas de deux*, Roberto Carlos' mächtige Schusskraft hat etwas von Nurejews mächtiger Sprungkraft. Aber dies sind letzt-

Das schöne Fußballspielen muss zweckmäßig sein, es muss dem Erfolg dienen.

lich oberflächliche Analogien. Das Bewegungsbild des Fußballspiels ergibt sich aus den Strategien, Taktiken und Einzelaktionen von gegnerischen Mannschaften, die keinem gemeinsamen Plan folgen. FUSSBALLSPIELE SIND KEINE WIEDERHOLBAREN INSZENIERUNGEN. Sie haben keine Handlung, kein Thema, keinen Titel, keine Choreographie, kein ästhetisches Subjekt, keine Bedeutung. Kurz: Einem Fußballspiel scheint zu fehlen, was eine Ballettaufführung zu einem Kunstereignis macht: der Werkbezug.

Auch wenn alle Versuche gescheitert sein mögen, eine verbindliche und abschließende Liste von Merkmalen künstlerischer Werke zu erstellen, lassen sich doch formale Aussagen darüber treffen, was Werke ausmacht. Etwas scheint kein Kunstwerk sein zu können, wenn es nicht als Kunstwerk hervorgebracht wird. Dieses Hervorbringen kann – ultraminimalistisch – in der Kennzeichnung eines Gebrauchsgegenstands als Kunstwerk bestehen, wie bei einem *objet trouvé* oder einem *Ready-made*. Ein Werk kann darin bestehen, dass, wie geschehen, eine Konzeptkünstlerin andere Kunstwerke stiehlt, über ihren Diebstahl mit den Betroffenen korrespondiert und diese Korrespondenz – möglicherweise einschließlich Anzeige – als Werk ausstellt. Nichts von dem, was die Künstlerin macht, taugt als Merkmal von Kunst, außer, dass sie es in der Absicht tut, ein Werk hervorzubringen. Kunstwerke mögen sich hartnäckig der Deutung entziehen, doch sie sind Bedeutungsträger in dem Sinne, dass sie der Reflexion angeboten werden. Voraussetzung hierfür ist ein künstlerisches Subjekt,

das einen Werkanspruch erhebt und damit einen Sachverhalt in einen abstrakten Deutungsraum versetzt, als der sich Kunst verstehen lässt. Sport kann zwar, wie die Natur, symbolisch gedeutet werden oder Anlass zu allerlei Reflexionen und Gedanken sein, aber es wäre verfehlt, einzelne Fußballspiele als zu deutende *Werke* zu betrachten.

Nun könnte man einwerfen, keineswegs alle Kunstwerke ließen sich als Deutungsträger verstehen. Für Jazzimprovisationen gelte dies beispielsweise nicht. Fußballspiele seien als Kunstereignisse mit Jazzimprovisationen vergleichbar. Wie diese seien sie Unikate, die sich aus dem ungeplanten Agieren einer Vielzahl von Individuen ergeben; und wie bei dieser müsse jeder Mitspieler die aussichtsreichsten Fortsetzungsmöglichkeiten erspüren. Die Unterschiede zwischen Jazzimprovisation und Fußball sind aber gravierend genug, um die Analogie schief werden zu lassen. Die Jazzer agieren als künstlerische Subjekte, die ein Werk schaffen wollen. Die Kicker agieren dagegen als gegnerische Mannschaften, die gewinnen möchten, wenn möglich auf schöne Weise. Eine Jazzimprovisation folgt einem spontanen Koordinationsmuster – und nur weil und wenn sie dies tut, kommt sie überhaupt zustande. Ein Fußballspiel ergibt sich hingegen einfach daraus, dass die Mannschaften die für das Spiel konstitutiven Regeln einhalten – was keine Kunst ist. Wie man es auch wendet, ein Fußballspiel ist kein Kunstwerk. UND SO KOMME ICH ZU DEM SCHLUSS, DASS DAS SCHÖNE AM FUSSBALL KEIN KUNSTSCHÖNES IST. Dies scheint mir kein beunruhigender Befund, weil

der Wunsch, Sport als Kunst anerkannt zu sehen, heute weniger dringlich sein dürfte als zu Zeiten der kunstphilosophischen Engführung der Ästhetik. Sport ist ein akzeptierter Gegenstand ästhetischer Untersuchung, auch ohne den ohnehin schon schwer strapazierten Kunstbegriff noch weiter zu dehnen.

Das Schöne am Fußballspiel

Wenn im Vorangegangenen von der Schönheit des Fußballspiels die Rede war, ging es um das Formschöne. Das Wechselspiel eines Doppelpasses, die Flugbahn eines Flankenballs, die Eleganz einer Körpertäuschung, das artige Beifußlaufen des Balls, das tänzerisch Leichte in der Vorwärtsbewegung, der Kombinationsfluss – all dies sind Arten des Formschönen im Fußball. Kant hat in der Kritik der Urteilskraft versucht, unser Wohlgefallen am Formschönen damit zu erklären, dass es unser Erkenntnisvermögen in ein harmonisches, anstrengungsloses Spiel versetze. Dies würde verständlich machen, warum sehr viele Menschen ohne intensive Schulung des Geschmacks einen präzise zum Mitspieler geschlagenen Flankenball als schön erleben. Um es kurz zu machen: Zu dem, was ein Fußballspiel schön beziehungsweise hässlich macht, gehört das Formschöne beziehungsweise das Unförmige: das Verstolpern, Verspringen, Verschätzen, Verspielen.

Hier noch einige Worte zum Formschönen im Fußball: In seinen herausragendsten Ausprägungen sind beim Fußball explizit ästhetische Ambitionen im Spiel. Man mag die stupende Ballbeherrschung, die Fußballer zuweilen dem Publikum beim Aufwärmtraining vorführen, noch als Zirkusnummern abtun. Im Spiel werden diese Fähigkeiten jedoch einem gemeinsamen Zweck untergeordnet. Entgegen der Behauptung vom Widerspruch zwischen Erfolgsorientierung und ästhetischer Spielweise wird Schönheit im Fußball erst dadurch möglich, dass körperliche und geistige Fähigkeiten, wie das Einfühlungs- und das Antizipationsvermögen, in zweckmäßiger Weise ein-

gesetzt werden. Für die Schönheit einer Übung am Reck, eines Sprints, eines Turmsprungs, eines Diskuswurfs ist es völlig unerheblich, ob eine Wettkampfsituation vorliegt oder nicht. Die Schönheit des Fußballs zeigt sich dagegen *nur* in der Wettkampfsituation, in der beide beteiligte Mannschaften gewinnen wollen. WER NICHT GEWINNEN WILL, SPIELT NICHT RICHTIG MIT. WER NICHT GEWINNEN KANN, SPIELT NICHT RICHTIG GUT. UND WER NICHT RICHTIG GUT SPIELT, SPIELT AUCH NICHT RICHTIG SCHÖN. Die schöne Form im Fußball folgt der Funktion. Eine ornamentale Spielweise, die nicht auf das Erzielen und Verhindern von Toren ausgerichtet ist, ist nicht schön, sondern albern, reaktionäre Sehnsucht nach Zeiten, in denen die großen Spieler nach Belieben dominieren konnten, weil die Gegner sich noch nicht ordentlich zu wehren wussten; die Fußballvariante der politischen Welt des Thukydides, in der die Starken tun, was sie wollen, und die schwachen Gegner leiden, was sie müssen. Entsprechend ist der Inbegriff zeitgemäßer Fußballschönheit das vom FC Barcelona in Perfektion kultivierte tiqui-taca, eine Spielweise, die darauf angelegt ist, mit dem zwanglosen Zwang der vollkommenen Kombination den Torerfolg herbeizuführen. Das schöne Fußballspielen muss zweckmäßig sein, es muss dem Erfolg dienen. Ästhetischer Fußball stellt entsprechend den Versuch dar, durch die technische Meisterung des Materials etwas Zweckmäßiges ohne praktischen Zweck herbeizuführen.

ZUM SCHÖNEN SPIEL GEHÖRT ABER NICHT NUR DAS FORMSCHÖNE, SONDERN AUCH DAS TUGENDSCHÖNE. Die Schönheit des Fußballs erreicht ihren Gipfel, so glaube ich, wenn das Form- und das Tugendschöne in ihm zusammen kommen.

Der britischen Philosophie des 18. Jahrhunderts verdanken wir die Beobachtung, dass zwischen ethischen und ästhetischen Urteilen bedeutende strukturelle Ähnlichkeiten bestehen. Anthony Ashley Cooper, Francis Hutcheson und David Hume waren überzeugt, dass unsere moralischen Urteile auf der spontanen Empfänglichkeit für eine Gruppe von Empfindungen beruhen, die durch

die Wahrnehmungen von Handlungsweisen unmittelbar ausgelöst werden. Manche dieser Empfindungen bringen Billigung zum Ausdruck, manche Missbilligung. Ein angemessen erzogener Mensch *sieht* die moralische Schönheit oder Hässlichkeit einer Handlung oder Person unmittelbar.

Was zum Beispiel das Englische einen *dive* und das Deutsche eine Schwalbe nennt, das manipulative Vortäuschen eines Fouls, löst in jedem anständig sozialisierten Menschen unmittelbar Missfallen aus, und zwar auch dann, wenn es mit Vorteilen für das unterstützte Team einhergeht. Ein spielentscheidendes Handspiel mag schlau und verständlich sein, aber es ist moralisch hässlich. Nur völlig verdorbene Menschen können oder wollen dies nicht erkennen.

Fußball ist ein schönes Spiel, weil es, paradox gesprochen, vielfältige Gelegenheiten bietet, moralische Schönheit und Hässlichkeit aus der distanzierten Nähe zu betrachten. Mehr als andere Sportarten löst Fußballschauen moralisch-ästhetische Lüste aus, weil das Spiel in hohem Maße gute und schlechte Haltungen öffentlich sichtbar macht. Das Stehenbleiben und lustlose Armeschlenkern nach einem verlorenen Zweikampf kann zum Beispiel die schlechte Haltung der Mutlosigkeit, aber auch der egoistischen Rücksichtslosigkeit gegenüber den Mitspielenden geschuldet sein. Ein schöner Pass ist schön, insofern er die Tugenden der Geistesgegenwart und der klugen Kreativität zeigt. Auch Einfühlungsvermögen spielt eine Rolle, weil Passgeber und -nehmer sich finden und ohne Absprache koordiniert handeln müssen. Und nicht zuletzt Mut, weil das kreative Zuspiel immer die Entscheidung für eine schwierigere Lösung bedeutet, die eine höhere Verlustchance mit sich bringt als das sogenannte Alibiabspiel, das eine Form der Verantwortungsverweigerung darstellt.

Die Unfähigkeit, eine Entscheidung hinzunehmen, ist unschön, die Größe in der Niederlage schön; *beides*, die Wahrnehmung des Tugendschönen wie des moralisch Hässlichen im Fußball ist – bedingt durch die spielbedingte Brechung – mit ästhetischem Genuss verbun-

den. Zuweilen können Körperhaltungen Tugenden oder schöne menschliche Eigenschaften symbolisieren – das Formschöne und das Tugendschöne sind dann untrennbar verschmolzen in einem schönen Symbol wie der aufrechten Laufweise von Franz Beckenbauer, die das spezifisch Menschliche, den aufrechten Gang, verkörpert. Und so lautet die Antwort auf die Frage, was das Schöne am Fußball sei: dass es für ästhetische Wahrnehmungen des Formschönen, des Tugendschönen und des symbolisch Schönen reichhaltige Gelegenheit bietet, weil es den Mannschaften ein weites Feld und ausreichend Zeit gibt, um von ihren Freiheiten einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen.

42



Michael Schefczyk ist Professor für
Praktische Philosophie an der Leuphana
Universität Lüneburg.